

Nr. 117 Bydgoszcz, 24. Mai Bromberg 1939

Josef Friedrich Perkonig

Nikolaus Tschinderle

Räuberhauptmann.

(4. Fortsetzung.)

7.

Nikolaus Tschinderle aber rennt nicht gleich in der nämlichen Stunde in das Gebirg. Alles muß seinen richtigen Abschluß und Anfang haben. Er ist lange Jahre ein Schneider gewesen und muß es jetzt seinem lieben Handwerkzeug noch danken, daß es ihm brav und unverdrossen geholfen hat, das Brot ins Haus zu schaffen; ist es oft auch nur trockenes Brot gewesen, nicht gewürzt mit einem Trümmlein Fett, man hat zufrieden und glücklich dabei gelebt. Das wär ein schöner Schneider, der sich zuletzt nicht mehr kümmern tät um sein Bügeleisen, sein Maßband, um Schere und Nadel, sind ja wie seine Geschwister gewesen, und er dankt es ihnen nach seiner Meinung am besten, indem er sie alle auf den leinenen Bügelfleck legt und die vier Zipfel zusammenknüpft, daß jemand das Bündel gleich forttragen kann, wenn es ihn gelüstet; die Dinge mögen von jetzt ab irgendeinem anderen helfen.

Dann hat er bei den Baumpiepern, seinen Hausleuten, noch eine kleine Schuld für die Ziegenmilch zu tilgen, und sie sollen auch dem Tischler Hebein die Münze dafür geben, daß er das Tafelbett abgehobelt und neu gebeizt hat. Es soll niemand hinter ihm herreden, daß er kleine Leute um ihren Lohn gebracht hat. Den Baumpiepern verschweigt er natürlich sein Vorhaben, er möchte ihnen das rechtschaffene Herz nicht schwer machen, sie werden noch genug daran tragen, daß sie einen Räuber zum Inwohner gehabt haben. Sie sollen vorerst glauben, es gäbe irgendwo auswärts wieder eine Arbeit für ihn.

So räumt Nikolaus Tschinderle in seinem alten Leben auf, rückt alles an seinen rechten Platz, sitzt noch einmal unter dem Baum und kostet seinen Schatten aus und auch die Kühle hier in der Gegend am Finsteren Tor. Fast drückt es ihm ein wenig auf das Herz, daß er von diesem stillen Winkel scheiden muß, aber dann denkt er daran, daß er hier immer ein notiger Schneider ist verblieben, über den sie spötteln und lachen dürfen und zu dem die Afra Ameiser niemals auf den Knien gerutscht kommen wird; das aber will er. Und da wird ihm der Abschied gleich leichter.

Er tut einen Laib Roggenbrot in den Leinwandsack, er trägt ihn an der Seite, und quer über die Brust geht ihm die leinene Binde, er gibt ein Stück Speck hinzu, groß wie zwei Männerhände, und er füllt die Flasche, aus der er sonst auf der Fahrt in die Stör die Ziegenmilch getrunken hat, die er wohl auch bei einem Straßenbrünndl oder an einem Quellwasser angefüllt hat, mit dem kranawettenen Schnaps, der als eine Arznei in das Haus ist gekommen. So, jetzt ist er gerüstet für die erste Zeit, ehe es mit dem Rauben anheben wird, ein paar Tage kann er leben aus dem Leinwandsack.

Richtig, das Messer kann er auch gut gebrauchen, es ist ein scharfgeschliffenes Messer mit einer breiten Klinge, ein echtes Räubermesser; so nimmt er es mit. Es kann sein, daß er sich bald gegen jemand wehren muß, der ihm ans Leben will, er hat kein Pistol, keine Büchse, so muß er doch wenigstens ein Messer haben, und dann wird er ja sein Räuberhandwerk üben müssen, wie soll er einem den Hals abschneiden . . . ach, darum muß man sich jetzt noch nicht sorgen, wo man noch mitten in Sankt Herberg ist, es wird alles früh genug kommen.

Alles hat Nikolaus Tschinderle wohl vorbereitet, es hätte für eine Wallfahrt nicht besser geschehen können. Er hält sich gerade noch soviel im Zaum, daß er beim Auszug in der Dämmerung nicht „In Gottes Namen!“ sagt. Schon hat er es auf der Zunge, aber er schluckt es wieder hinunter. So viel Ehr will er dem Himmel, von dem er sich ganz verlassen glaubt, doch nicht erweisen.

Nikolaus Tschinderle geht in die Nacht hinein, auf das Gebirge zu. Der nächste Weg ist der über die Rebenhügel von Weingarten, an dem Wirtshaus „Am Berg“ vorüber in die Schlucht. Oh, es ist unheimlich zu wandern, wenn man die Finsternis in der Einschicht nicht gewohnt ist, der Abend in Sankt Herberg war anders als die Nacht über den einsamen Feldern. Da und dort ist ein Schatten unterwegs, ein unbekanntes Tier wispert, Frösche singen ferne im Chor, und zuletzt rauscht ihm das Gebirge entgegen.

Es ist ein mächtiges, immerwährendes Rauschen, ein wunderbares Gewoge und Gebraus, man kann ihm gar keinen Namen geben, man muß ihm nur in einem fort zuhören, bald ist es nah wie unter den Füßen, bald wieder ferne wie auf einem der Sterne, die da oben im dunklen Himmel hängen. Es wird einem nicht zeitlang, wenn man so in dem Gerausch wandert, man weiß zuletzt nicht mehr, ist es erst eine Stunde, die man nun in dem Gebirge ist, oder schon die halbe Nacht, werden die grünlichen, rötlichen, gelblichen Lampen da oben bald auslöschen, oder haben sie noch genug Öl.

Dieses Rauschen jetzt kommt von dem Wildbach her, man hört es an ihm, wie er über die Felsblöcke springt, man sieht beinah seinen silbernen Schaum in der Dunkelheit. Und jetzt braust der Wasserfall, es ist ein Hall wie von fernem Sommerdonner in der Luft . . . dann steigt ein gelinderes Rauschen aus der Schlucht herauf, das ist noch das wilde Gewässer, aber man läßt es hinter sich, und zuletzt summt die Schlucht nur mehr von dem Geraun der Baumgreise, die nicht schlafen können, und es hallt auch der leise Wind von den moosigen Feldwänden zurück. Und weiter oben, bei Gott! dieses geisterhafte Sausen versteht man nicht mehr, und man könnte in einer jähen Furcht wohl umkehren, wenn man nicht der verzweifelte Nikolaus Tschinderle wär. Er weiß es nicht, daß um Mitternacht der Berg selber zu klingen anfängt, und daß sich seine Stimme

mit den anderen vermischt, mit dem Laut von Wasser, Luft und Laub.

Dann auf einmal ist alles Rauschen vorüber, eine Nacht aus schwarzem Glas, durch das man bis zu den Sternen sieht, ist um den Wanderer. Noch in dem letzten Geräusch, das ihm ein Windlein von den Almen herab brachte, setzte Nikolaus Tschinderle träumend Fuß vor Fuß, aber in der ersten Stille erwacht er.

Bis zu den höchsten aperen Almen will er nicht wandern, auf die verschneiten Gipfel mag er nicht steigen. Er ist auf dem Gebirg, wohin es ihn trieb, er ist in der leeren, gottverlassenen Einöde, wo sein neues Leben anheben soll, er muß nicht erst einen Ort suchen, wo er sich hinwerfen kann, überall hier ist er nun zu Hause, auf jeden Stein darf er seinen Kopf legen.

Eine Heuhütte wird er noch suchen, ihrer viele sind auf den Almen hier herum verstreut, und in dem schwachen Sternlicht stolpert er über die unebenen Böden hin. Er kriecht zuletzt unter ein schwarzes Dach, und wie er das Heu um sich spürt, rührt er sich kaum ein paar Atemzüge lang, dann liegt er wie ein Stück Blei, es war ein weiter Weg herauf in das Gebirg, und Nikolaus Tschinderle hat nicht Flechsen wie ein Jäger.

Er tut seine Augen wieder auf, da muß es draußen schon hellichter Tag sein, denn unter dem Dach ist ein spinnwebener Dämmer, in den er hineinsinniert und liegt dabei auf dem Rücken. Sein erstes Frühstück ist eine Nase voll Heuduft. Wie gut kann man sich im Heu den Schlaf aus dem Leibe recken, besser als in einem Bett.

Wie er sich so streckt, und das Heu gibt ihm dabei nach, wo er nur will, da ist es ihm auf einmal, als ginge ein Rauschen um die Hütte, und dann wieder, als wär es mitten im Heuhaufen. Und wie er den Kopf hebt und genauer hinhorcht, ist es ihm gleich gewiß, daß hier im Heu noch ein anderer Bettgeher schnarcht.

Nikolaus Tschinderle schliest mit Händen, Bauch und Knien auf den Heuberg hinauf, von wo er über den andern Hang hinabspähen wird, und wie er droben seine Augen aufreißt, da schauen ihm drei Paar Augen entgegen, aber der Schnarcher neben ihm zieht immer noch seine Säge durch die Luft. Es sind drei wüste Gesichter, rot von Schlaf und der kalten Frühe, jeder hat ein Schüppel Heu in seinem Haar, und bloß das Messer fehlt ihnen zwischen den Zähnen, da könnten sie die Räuber sein.

Dem Nikolaus Tschinderle fällt bei dem ersten Anblick wohl das Herz in das Heu, aber die aufgestöberten Leute rühren sich so wenig wie er, er ist ihnen wie vom Himmel herabgefallen, und sie sind ihm wie aus der Hölle heraufgezaubert; plötzlich meint er, das eine Gesicht sei ihm nicht fremd, in allem zerrauftem Gehalm sieht er das Haar bis zu dem Genick hinabreichen, und der neben ihm, es kann kein anderer sein als der, den sie Krummhändl geheißen haben bei dem Sautanz in Lärchengreuth, und es kriecht ihm auch die schwarze Raupe unter der Stirn dahin. Da ist man also auf die vier Saustecher gestoßen, freut sich Nikolaus Tschinderle, und es rieselt etwas Warmes über seine Haut hinab. Muß er wenigstns nicht schon am ersten Tag allein sein in dem fremden Gebirg.

„Die Evangelisten von Lärchgreuth", begrüßt er sie.

Jetzt erkennen auch sie ihn, und sie steigen höher auf den Heuberg.

„Der speibete Schneider", sagt der Dritte und tut sich in seiner ganzen Längen auf, da wächst er beinah in das Dach hinein.

„Mit dem Schneider ist es zu End, daß ihr es wißt", verkündet eine aschene Stimme.

„Haben sie dich auch vertrieben, die lieben Leut?"

Jetzt erinnert sich Nikolaus Tschinderle, wie der Lange damals beim Tafeln in Lärchgeuth schon halb und halb am besoffenen Elend war und daß sie ihn den nassen Elias genannt haben.

„Hast recht, Elias", gibt ihm Nikolaus zurück. „Der Teufel soll sie stückweise braten."

„Und wir heizen unter", sagt er mit dem Gelock von Haar und Heu; seine Hand ist ein Kamm mit fünf Zinken.

Jetzt fällt dem Nikolaus Tschinderle auch der Name Achilles ein; da kann der Schnarcher dort unten im Heutal nur das kropfete Seppele sein. So gewinnt sich der Nikolaus nacheinander die vier zerlumpeten Brüder.

„Bist du etwan gelüstig nach dem Gold auf der Alm?" fragt Krummhändl, und die Wolke über den Augen ist um einen Schein finsterer.

„Ja", schnarcht unten das kropfete Seppele.

„Nein", beteuert Nikolaus Tschinderle. „Mich gelüstet nach anderem."

„Dann ist gut", Krummhändl nickt. „Das Gold gehört nämlich mir."

„Ja", schnarcht das Seppele.

„Und ihr?" fragt Nikolaus. Seid ihr wieder unterwegs zu einem Saustechen?"

„Es ist Feierabend", klagt Elias.

„Die Sauen sind alle tot", sagt Achilles.

„Es ist schon hoch im Jahr", stimmt Nikolaus zu.

„Jetzt werden sie wieder streifen nach uns", fürchtet Elias.

„Mich bringen sie nicht aus dem Gebirg."

Und als müsset er sich schon jetzt in das Heu eingraben, wühlt Krummhändl ein Loch hinein.

„So seid ihr die Räuber?"

Das Herz schlägt dem Nikolaus Tschinderle in den Hals hinauf. Aber keiner antwortet ihm, nur das kropfete Seppele schnarcht unten: „Ja."

Als sei es aber im tiefen Schlaf über seinen Verrat selber erschreckt, springt es hoch aus dem Heu und wufelt dann zu den anderen herauf.

„Soll ich ihm den Hals umdrehen?" bietet es sich beflissen an, da es den Fremden sieht.

Aber die Hand des nassen Elias, die das Mondgesicht des kropfeten Seppele dabei völlig zudeckt, drückt es zurück.

„Halts Maul!" dankt er ihm gutmütig auch für die anderen.

„Was tun wir jetzt?" fragt Nikolaus Tschinderle, der nun genug weiß von den vieren.

Das kugelige Seppele springt über den Berg hinab, hinunter zu der Tür, schon lugt dort das Licht bei einem Spalt herein.

„Wir legen uns in die Sonn", juchzt es.

„Und lassen uns den Bauch vollscheinen", sendert der Elias.

„Ist ein gutes Frühstück, Sonnlicht und Almwind", hänselt ihn Achilles.

Wenn sie doch von dem Trost des Krummhändl satt werden könnten:

„Wartet nur, bis ich das Gold gefunden hab . . ."

Jetzt ist deine Stunde gekommen, Nikolaus Tschinderle, du mußt sie nur nützen nach Gebühr!

8.

„Leut", sagt der Nikolaus Tschinderle, „es muß jetzt etwas geschehen."

„Ich muß in den Berg schliefen und das Gold holen." Krummhändl bohrt mit der Faust in die Luft.

„Ich geh wieder über den Berg hin", läßt sich der nasse Elias vernehmen. Und auch den anderen merkt es Nikolaus an, wie sie verdrossen sind. Sie zeigen keine Lust für das Gebirg, wohin sie verschlagen worden sind. Jetzt in der Frühe schon haben sie so gallbittere Gesichter, wie werden sie dann erst am Abend sein.

„So, du gehst über den Berg hin?" Nikolaus nimmt den Elias in die Zangen. „Wirst auf der anderen Seite vielleicht in den Dörfern betteln?"

„Um eine Arbeit werd ich mich umschauen."

„Ja, sie warten dort schon auf dich."

„Für einen Knecht bin ich noch gut genug."

„An deinem Gesicht werden sie es dir anmerken, daß du aus dem Gebirg kommst."

„Komm ich halt aus dem Gebirg."

„Und du meinst, sie werden dich nicht fragen, was die Räuber droben im Gebirg tun?"

„Ich hab keine Räuber gesehen."

„Sie werden es dir aufs Wort glauben."

„Er hat recht", mischt sich Achilles ein, „der Weg ins Tal ist uns versperrt."

„Wer kann es mir verwehren?" schreit Elias ihn an.

„Wenn du auf einem Galgen hängen willst, kannst du ja gehen."

„Deine langen Zehen werden dir nichts nützen", spottet das kropfete Seppele. „Der Boden wird zu weit weg sein, wenn du auf dem Baum hängst."

„Das Land ist voll von dem Gered", verkündigt Nikolaus Tschinderle, „man kann den Leuten nicht mehr das Maul stopfen."

Und es hilft ihm Achilles:

„Was einmal in die Welt gesetzt ist, das lebt."

Nikolaus verwundert sich, wie der Junge so klug zu reden weiß, aber er hat jetzt nicht Weile, ihn um die Ursache zu fragen.

„Es ist eine Schand", straft er ihre Säumnis, „daß ihr Bettler sein wollt und geltet doch für Räuber."

„Und haben nicht einmal eine Brotrinden zu fressen."

Das kropfete Seppele kreuzt bei diesem Seufzer seine Finger über dem Bauch. Da denkt Nikolaus Tschinderle an seinen Vorrat, und er hebt aus dem Sack von rupfener Leinwand den Brotlaib und den Speck, den Kranawettschnaps und zuletzt das Raubermesser. Er verteilt alles schön, aber doch mit ein wenig Geiz, wie ein Vater seine hungrige Familie beteilt, soviel darf für das Frühstück draufgehen, soviel muß noch für Mittag bleiben und ein letztes Stückel Brot und Speck wird man sich erhalten, auch einen letzten Schluck Kranawetter, darum gehen seine Augen mit der Flasche.

„Halt! Halt! Übernacht nicht darin!"

Steinschwer wird dem nassen Elias das Herz, wie er die Flasche dem Krummhändl weitergeben muß, auch seine Augen wandern mit ihr.

„Gut, sind wir Räuber", freut sich Achilles. Jeder Tag soll ein anderes Hemd haben, das ist nach seinem Sinn. Ist man vielleicht deswegen in das Gebirg geloffen, daß man Speik rupft und das Almhahnl fangt? Das Gebirg und das Leben, sie schauen sich über Brot und Speck hin ganz anders an als über eine leere Hand, und so ein Maul voll kranawettener Schnaps, der brennt das Verzagtsein gleich aus dem Leib.

„Wir werden es ihnen schon zeigen", prahlt das halbsatte Seppele und langt sich das Messer her.

„Willst mittun, Krummhändl?" fragt Achilles.

„Ja. Es wird mir noch genug Zeit übrig bleiben für mein Gold."

„Einen Hauptmann müssen wir haben", kräht das Seppele und schneidet einem Unsichtbaren die Gurgel durch.

„Der Schneider soll unser Hauptmann sein", sagt Elias und hofft ihn mit dieser Ehre mild zu stimmen, denn er will sich später wieder die Flasche ausbitten für einen kurzen Schluck, wenn es schon kein langer sein kann, oder aber der neue Hauptmann wird selber daran denken, den großen Tag zu feiern.

(Fortsetzung folgt.)

Das große Feuer.

Eine Erzählung aus Danzigs Vergangenheit
von Wolfgang Federau.

„Alle Anzeichen deuten darauf hin", sagte der Ratsherr Diedrichs leise, „daß es dieser Euer Knecht gewesen ist, der das Feuer aus Rachsucht . . ."

Er schwieg plötzlich. Das Gesicht des Mannes, der ihm in dem hohen, schwergeschnitzten Stuhl mit den breiten Armlehnen gegenübersaß, ja, dieses Gesicht hieß ihn schweigen.

Ist das wirklich unser Hevelke? dachte Diedrichs erschüttert. Ist das der große Gelehrte, den die Wissenden in ganz Europa nur unter seinem lateinischen Namen Hevelius kennen? An den sie denken, wenn der Name unserer guten alten Stadt Danzig genannt wird?

Dieses Gesicht mit der hohen zerpflügten Stirn, mit der geraden, festen Nase, dem starken, von ungeheurer Tatkraft zeugenden Mund — dieses große und weitflächige, wahrhaft weise Gesicht — erschreckend blaß und verfallen schimmerte es nun aus dem Rahmen der mächtigen, kunstvoll gekräuselten Allongeperücke hervor. Es war nicht mehr das Antlitz eines Mannes, dem bisher niemand seine fast siebzig Jahre angesehen hatte, der stolz aufgereckt und sehr stattlich durch die Straßen und Gassen zu wandeln pflegte, der die Blicke aller Ratsherren und Schöppen an sich riß, wenn er auf seinem Gestühl im Rat der Altstadt Platz nahm. Es war ein vom Tode gezeichnetes Gesicht — man mochte es nicht ohne ein tiefes inneres Erschrecken ansehen.

„Arme Elisabeth!" flüsterte Diedrichs vor sich hin. Und seine Gedanken wanderten zu der noch heute in Jugend und Schönheit prangenden Frau dieses alten Mannes, die an der Seite dieses Berühmten gern und willig auf alle billigen Triumphe verzichtet hatte, die doch zu den natürlichen Anrechten ihres Geschlechts gehörten, und dem Manne nicht nur Weib, Geliebte, Mutter seiner Kinder geworden, sondern ihm durch lange Jahre bei all seinen Forschungen und Beobachtungen eine treue, unermüdliche und erstaunlich geschickte Helferin gewesen war. Sie hatte nie darunter gelitten, es wohl nie richtig begriffen, daß ihr Schicksal sie an die Seite eines um Jahrzehnte Älteren gestellt hatte. Aber jetzt . . . aber jetzt . . .

Das Schweigen stand noch immer groß und beängstigend im Raum. Hevelke hatte mit seiner schmalen, nervigen Hand das Glas umklammert, das vor ihm auf der dunklen Tischplatte stand — aber seine trockenen Lippen verschmähten die Erquickung eines guten Tropfens.

„Man hat ihn einstweilen in den Stock eingesetzt", fuhr Diedrichs, den diese Stille krank machte, plötzlich wieder fort, „und der Rat ist sich dessen sicher, daß die peinliche Befragung den Knecht zu alsbaldigem Geständnis seiner unmenschlichen, ungeheuerlichen Missetat bringen wird. Man hat auch bereits die Namen einiger jener diebischen Nachbarn festgestellt, die die Verwirrung dieses ungeheuren Brandes dazu benutzt oder besser gesagt mißbraucht haben, sich an Euerm Eigentum zu vergreifen, sich an dem zu bereichern, was Euer ist. Man wird auch gegen diese Personen mit aller Schärfe des Gesetzes vorgehen, auf daß niemand sagen dürfe, Frau Justitia sei in Danzig eine feile Dirne. Der Rat der Stadt weiß, was er ihrem großen Sohne schuldig ist. Freilich . . ."

Zum ersten Male öffnete in diesem Augenblick Johannes Hevelke, genannt Hevelius, seinen Mund. Er sah den Ratsherrn Diedrichs dabei an, aber der fror unter dem Blick dieser Augen, deren Schärfe, deren Unbestechlichkeit bekannt war und berühmt, die oft genug unbewaffnet das Gewölbe des nächtlichen Himmels abgesucht, diesem Himmel, seinen Sternen ihre ewigen Geheimnisse abgesehen hatten.

„Fünf Häuser", sagte er mit brüchiger Stimme, und seine Worte tropften bleiern in die Stille. „Fünf Häuser", wiederholte er, „oder sieben? Oder gar alle acht? Fort, verbrannt, ein stinkender Trümmerhaufen. Ach — es gilt nichts, nichts! Das Bier, Herr Diedrichs" — und schrecklich verzerrte sich das Gesicht des Alten bei diesem Versuch zu scherzen — „das gute Jopenbier, das ich zeitlebens gebraut habe, wie es meine Altvordern nicht besser konnten, das Bier, nicht wahr, das brannte nicht? Bier fängt kein Feuer, das ist mein Glück im Unglück, und unversehrt ruhen die mächtigen Fässer unter dem Rathaus, in den kühlen Gewölben . . . man wird auch fürderhin den Braumeister Hevelke kennen und loben, nur . . . nur dem Astronomen Hevelius, dem hat jetzt wohl sein Stündlein geschlagen . . ."

„Herr Hevelius", erwiderte Diedrichs, und er dachte: Dies weiterhin ansehen zu müssen, das ist entsetzlich. „Was Ihr geleistet habt in der Erforschung des Firmaments, das kann nicht mehr vergehen. Das kann . . ."

„So? So?" unterbrach ihn der andere heftig. „Saget mir doch, wo es geblieben ist, das alles, was ich geleistet habe! Saget es doch! Wo sind die Instrumente, die großen Fernrohre, die ich erbaute und auf meiner Sternwarte in der Pfefferstadt anbrachte, mit den Linsen, die ich selbst geschliffen, mit den Hüllen, die ich selbst mit eigener Hand gefertigt? Das andere dann, das größte, das nur mit Hilfe von Flaschenzügen auf die Kuppel zu schaffen war und das ich in seinem Gewicht also ausglich, daß ein Kind es mit zwei Fingern zu richten vermochte? All die vielen Instrumente und Maschinen, die ich erbaute und teilweise erst selbst für meine Zwecke erfand? Meine Bücherei, gefüllt mit den kostbarsten und seltensten Drucken! Meine eigene Druckerei, und . . . ach, ich zittere, wenn ich daran denke: all meine Manuskripte! Die Frucht von fünfzig arbeitsreichen Jahren, von Tausenden schlafloser Nächte, die ich der Hingabe an die Unendlichkeit des Sternenhimmels opferte! Wo ist das alles — saget es mir doch! Aber nein, ich weiß es ja: Staub und Asche!"

Er schrie diese letzten Worte fast heraus, schwer sank sein mächtiges und jetzt so schmerzvoll zerrissenes Gesicht in die bergenden, stützenden Hände.

„Trösten?" dachte der Ratsherr Diedrichs. „Gibt es hier wohl einen Trost?" Frau Elisabeth müßte kommen, bangte er. Vielleicht könnte sie . . . Aber da sprang Hevelius plötzlich auf — war sein Gesicht mit einem Male alt geworden, sein Körper ragte noch immer breit und gerade und mächtig wie ein Baum. Mit weit ausholenden Schritten ging er im Zimmer auf und ab.

„Dreißig Jahre ist es her, seit ich meine Selenographie schrieb. Nie vor mir hat ein Menschenauge des Mondes Oberfläche und Struktur ähnlich genau gesehen, durchforscht, gezeichnet. Ich habe dieses Werk, das meinem Namen Klang gab über Europa hinweg, meiner Vaterstadt Danzig gewidmet, dieser Stadt, die meine ganze Zärtlichkeit in sich begreift. In Hochachtung und in Liebe habe ich es ihr gewidmet, und ich habe nie geahnt, daß mir aus dieser Stadt einmal so Bitteres kommen würde. Fürsten und Gelehrte, Könige und Universitäten und Staatsmänner haben mich umworben, haben mich zu sich zu holen versucht. Ich aber blieb treu — ich blieb treu."

„Danzig", sagte der Ratsherr, „wird nicht aufhören, Euch um dessentwillen dankbar zu sein und zu verehren. Es hat unsere Stadt auch nicht gekarkt mit äußeren Kennzeichen ihrer Hochachtung."

„Ja", entgegnete Hevelius, und das Lächeln, das jetzt seine Lippen spaltete, das war schon wieder das gute, vertraute Lächeln früherer und glücklicherer Tage. „Ich weiß — ich weiß. Waschbecken und Kanne aus purem Silber und stark vergoldet, im Werte von tausend guten Gulden. Die Flammen haben's gefressen, alles haben sie gefressen. Ich werde mich nun wieder in einem tonernen Krug waschen müssen. Wie einst. Aber wohl, es war ein königliches Geschenk. Die polnischen Majestäten Johann Casimir und dero viel besprochene Gemahlin Ludovika Gonzaga haben kein ansehnlicheres Geschenk für mich auftreiben können. Entsinnt Ihr Euch noch dieses königlichen Besuches? Die Majestäten haben lange auf mich warten müssen, bis ich geruhte, den König auf die Kuppel hinaufzuführen. Er war etwas ungnädig anfangs, ich entsinne mich gut, obwohl es schon lange her ist. Aber es galt gerade, eine wichtige und einmalige Himmelserscheinung zu beobachten, und vor der Majestät des Sternenhimmels müssen irdische Majestäten sich gedulden."

„Ja", nickte Diedrichs ehrfürchtig. „Euer Werk, Herr Hevelius, gibt Euch einen Rang vor allen Majestäten der Erde. Kein Feuer kann ganz vernichten, was Ihr geschaffen habt, und wenn wir die Schuldigen demnächst, so den Knecht, so auch die räuberischen Nachbarn . . ."

„Der Knecht", fuhr da Hevelius herum, trat dicht an den anderen heran, und seine Augen funkelten sehr jung. „Laßt ihn laufen, den Knecht, sage ich, laßt ihn laufen! Das ist die Gunst, die ich vom Rate der Stadt Danzig erbitte. Was soll mir das, wenn man ihm die Daumenschrauben anlegt, ihn vom Leben zum Tode befördert? Eines Knechtes Seele kann nur Niedriges und knechtisches ersinnen, er weiß nicht, was er getan hat. Sein Feuer, Herr, sein Feuer — gut, und es konnte alles zerstören und vernichten, Häuser und Bücher und Instrumente und das alles. Aber hier, Diedrichs" und er schlug sich auf die Brust, „hier brennt ein anderes Feuer. Eines, das schafft, wo das andere zerstört. Es brennt, solange noch ein Atem in meiner Brust ist, und ich will jetzt, jetzt erst recht . . ."

„Elisabeth!" schrie er mächtig. „Elisabeth!"

Und da die schöne, kluge Frau, seine getreue Helferin, ihr Antlitz, ihr kummervolles und trauriges Antlitz im Türrahmen zeigte, winkte er sie herbei: „Wein her, Elisabeth! Und vom besten. Wir fangen von vorn an. Heute fangen wir an. Und die Könige und die Fürsten, die Preußen und Franzosen und Polen, jetzt sollen sie zeigen, daß sie in Wahrheit Könige sind. Sie sollen mir helfen, mit Geld und Gut, mir, der ich mich dem Größten verschworen habe — dem Himmel und seinen Sternen!"



Bunte Chronik



„Fräulein Eiffelturm" gesucht.

In diesem Jahre feiert Paris den fünfzigsten Geburtstag des Eifelturms. Es wurde ein Festkomitee gebildet, und dieses Komitee hat sich den Kopf darüber zerbrochen, wie man die Geburtstagsfeier zu einem rechten Volksfest machen könnte. Schließlich hatte einer der Männer eine Idee, die allgemeinen Beifall fand. Es soll, wie man eine Schönheitskönigin wählt, eine „Miß Eiffelturm" ernannt werden. Bedingung ist, daß die Bewerberinnen eine Mindestgröße von 1,80 Meter aufweisen können. Wie der Eiffelturm über alle anderen Türme von Paris weit hinausragt, so soll auch die Miß Eiffelturm aus der Schar der kleineren Mädchen und Frauen sich mindestens um eine Kopfgröße herausheben.

*

Melone gegen Zylinder.

In Marlborough, England, sind die Ratsherren wegen der Kopfbedeckung in Uneinigkeit geraten. Von alters her war es Sitte, daß die Mitglieder der Stadtverwaltung bei festlichen Anlässen mit schwarzem Talar und Zylinderhut erschienen. Dieser Brauch war in den letzten Jahren brüchig geworden. Besonders die jüngeren Ratsherren nahmen es mit der Tradition nicht mehr so genau. Deshalb verfügte der Bürgermeister, daß alle älteren Ratsherren in Zukunft pflichtgemäß mit Zylinder und Talar zu erscheinen hätten, während die jüngeren mindestens eine Melone und einen dunklen Mantel tragen sollten. Diese Anordnung hat unter den Ratsherren heftige Diskussionen hervorgerufen. Es gab würdige alte Herren, die Talar und Zylinder für lächerlich erklärten und sich für die Melone entschieden. Gespannt warteten die Einwohner auf die nächste festliche Veranstaltung, die den Erfolg der bürgermeisterlichen Verordnung zeigen sollte. Dieses Fest fand nun statt. Die Melonenträger kamen wie bisher mit ihrer gewohnten Kopfbedeckung. Gerade sensationell wirkte es aber, daß einer der ältesten Ratsherren zum Zeichen seines Protestes mit Regenmantel und Schlapphut erschien.



Lustige Ecke



In der Neubauwohnung.



„Entschuldigen Sie vielmals — ich bin grade dabei Bilder aufzuhängen!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.